



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgeliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Er zerbrach sich den Kopf, ob seine Weigerung sie geärgert hätte, und wünschte, er hätte sich für das Feuer entschieden, selbst wenn ihn die Hitze aus dem Bett getrieben und seine Selbstzucht für ein Duzend Tage gefährdet haben würde. Jedoch tröstete er sich mit der Vorstellung, daß er unter demselben Dach mit Lizzy sei, für einen Liebenden in der Tat ein seltener Trost. Wenn er den Begriff Mieter poetisch auffaßte, war er ihr Gast; und morgen würde er sie ganz gewiß wiedersehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Lage nach dem Ministerwechsel.)

Wie es nicht anders sein kann, bewegen sich alle politischen Erörterungen jetzt hauptsächlich in Betrachtungen über den Ministerwechsel im Reich und in Preußen. Über die Bedeutung dieses Personenwechsels kann natürlich nirgends ein Zweifel bestehen. Fürst Bülow hat die vollständige Einheitlichkeit und Stetigkeit seiner Politik und seinen festen Entschluß, auf dem eingeschlagenen Wege bleiben zu wollen, bekundet und ist überall richtig verstanden worden, auch da, wo man sich die größte Mühe gibt, den Anschein zu erwecken, als habe man ihn nicht verstanden.

Ist man über die Bedeutung dieser Entscheidung klar, so wird man auch bei der Frage nach ihrer Notwendigkeit auf einen ganz bestimmten Standpunkt verwiesen sein. Politische Maßregeln lassen sich nicht nach allgemeinen Erwägungen, sondern nur nach ihrem bestimmten Zweck beurteilen. Darum kann man es schmerzlich bedauern, daß ein so ausgezeichnete Staatsmann wie Graf Posadowsky seiner bisherigen Tätigkeit entzogen worden ist, und doch dabei vollkommen würdigen, daß Fürst Bülow nicht anders handeln konnte, wenn er nicht die Grundlagen seiner Politik schwer gefährden wollte. Wie man diese Politik selbst bewertet, ist Ansichtssache. Wir verkennen ihre Schwierigkeiten und bedenklichen Seiten nicht, und doch meinen wir, daß sie gegenwärtig die einzig mögliche ist. Ein leitender Staatsmann in einem Verfassungsstaate kann nicht ohne weiteres in einem Sinne regieren, der im Parlament nur durch eine Minderheit gestützt werden würde. Er kann das am allerwenigsten bei Beginn seiner Amtsführung, wenn er nicht — wie einst Bismarck — ganz besondere moralische Momente für sich hat, die sogar einen Verfassungskonflikt rechtfertigen. Es gehört aber auch ein Bismarck dazu, einen solchen Konflikt durchzukämpfen, und vielleicht hätte auch er es nicht gekonnt oder — richtiger gesagt — überhaupt gar nicht versucht, wenn damals nicht der preussische Liberalismus den schweren Fehler gemacht hätte, die geschichtliche Stellung des preussischen Königtums und die sich daraus ergebenden Folgerungen für den preussischen Volksggeist gänzlich zu verkennen, und wenn Bismarck nicht in seiner genialen Weise vorausgesehen hätte, daß gerade auf der Erhaltung dieser Momente der Erfolg für die Zukunft ruhte. Die weitere Politik Bismarcks nach der Erkämpfung der deutschen Einheit lehrt, daß auch er die Voraussetzungen eines Konflikts nicht wieder für gegeben hielt. Er hat die parlamentarischen Mehrheiten und Möglichkeiten respektiert und war der erste, der sich mit dem Zentrum verständigte, als die politischen Verhältnisse es erlaubten und die parlamentarischen es forderten.

Fürst Bülow war bei der Machtstellung, die das Zentrum im Reichstage gewonnen hatte, darauf angewiesen, mit einer Mehrheit zu rechnen, deren bedeutendster Bestandteil das Zentrum war. Er selbst sah sich einer Reihe von

gesetzgeberischen Aufgaben gegenüber, die er sich nicht aus freier Wahl gestellt hatte, sondern deren Lösung durch die Umstände in seine Hand gelegt worden war. Er hat diese Aufgaben mit Hilfe der ihm gegebenen Reichstagsmehrheit gelöst, nicht ohne die Mithilfe des Zentrums durch kleine Geschenke, die bekanntlich die Freundschaft erhalten, zu erkaufen. Dann aber mußte er darauf bedacht sein, das Reichsschiff in einem festen Kurs zu steuern, für den er selbst die Verantwortung übernehmen konnte. Danach sehnten sich die besten Kräfte im Reich; es war die Bedingung künftigen Vertrauens. Bis dahin hatte man seine Geschicklichkeit erkannt und gerühmt, aber das rechte Vertrauen war noch ausgeblieben. Zwei Klagen waren es hauptsächlich, die für einen großen Bruchteil der nationalgesinnten Deutschen als Hindernis dazwischen standen. Die eine Klage beruhte darauf, daß das Verhältnis des Reichskanzlers zum Zentrum gründlich mißverstanden wurde. Auf Schwäche und persönliche Vorliebe wurde zurückgeführt, was in Wahrheit der Forderung praktischer Staatszwecke entsprungen war. Die zweite Klage, die dem Reichskanzler seine Tätigkeit erschwerte, ist durch die Schlagworte „Zickzackkurs“ und „persönliches Regiment“ bezeichnet. Man wollte damit sagen, daß man die scheinbare Programm- und Prinzipienlosigkeit schwer empfand und sie darauf zurückführen zu können glaubte, daß der Reichskanzler gegenüber der starken Persönlichkeit des Kaisers nicht die normale Stellung eines verantwortlichen Staatsmanns habe, sondern sich einem stets wechselnden persönlichen Willen anpassen, infolgedessen auch allerlei unberechenbare Einflüsse neben sich dulden müsse. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, worin der Irrtum und Fehler dieser weitverbreiteten Anschauung steckte. Wir stellen hier nur ihr Vorhandensein fest, und zwar ihr Vorhandensein in Kreisen, deren willige und vertrauensvolle Unterstützung und Mitarbeit der Kanzler auf die Dauer nicht entbehren konnte.

Fürst Bülow konnte, ja mußte bei der Natur der ihm obliegenden Aufgaben diese Klagen lange Zeit über sich ergehen lassen, ohne ihnen durch die Tat zu begegnen. Dann aber kam die Zeit, wo er handeln mußte, wenn er nicht auf die Bezeichnung eines Staatsmanns dauernd verzichten wollte. Er mußte der lähmenden Verstimmung der nationalen Kreise über den immer stärker triumphierenden Ultramontanismus ein Ende machen, und er mußte ferner zeigen, daß er nach wie vor der Vertrauensmann des Kaisers und der verantwortliche Leiter einer einheitlichen und entschlossenen auf ein Ziel gerichteten Politik sei. Das waren die beiden nächsten Aufgaben, die es zu lösen galt.

Wie die erste gelöst worden ist, zeigt die Reichstagsauflösung. Man streitet sich noch immer darum, ob Fürst Bülow auf den Bruch mit dem Zentrum lange hingearbeitet oder ob er nur die ihm durch fremdes Verdienst gebotene Gelegenheit ergriffen hat. Auch hier wird wohl, wie es beim Staatsmann und Feldherrn die Regel ist, die Wahrheit in der Mitte liegen: es ist nicht alles Zufall, was als Zufall erscheint, aber auch nicht alles Berechnung. Der Entschluß für eine bestimmte Richtung war gefaßt, aber unter den verschiedenen Möglichkeiten der Ausführung wurde ruhig auf die gewartet, die durch die Gelegenheit als die günstigste geboten wurde. Wenn man aber auch annimmt, daß diese Gelegenheit den Reichskanzler selbst überraschte, so wird damit sein Verdienst kaum verkleinert. Denn das entschlossene Zufassen bedeutete in diesem Augenblick immer noch sehr viel; es zeigte sich darin jener Zusammenklang der eignen berechnenden Überlegung mit dem allgemeinen Volksempfinden, der den echten Staatsmann kennzeichnet. Wer dieses intuitive Erfassen des rechten Augenblicks versteht, behält in der Staatskunst fast immer Recht, auch gegenüber einer sonst viel tiefer dringenden, intellektuellen Erfassung der politischen Probleme. Das darf man bei Beurteilung des Konflikts Bülow—Posadowsky nicht vergessen.

Nun galt es die zweite der beiden Aufgaben zu lösen, die für den Reichskanzler nach unserer Meinung eine Notwendigkeit waren. Dies um so mehr, als das Zentrum nach seiner Niederlage sehr richtig erkannt hatte, daß die ganze Reichstagsauflösung vergeblich bleiben werde, so lange er nicht auch den andern Teil seines Plans verwirklicht hatte, das heißt den Beweis geliefert hatte, daß er der wirkliche und alleinige Führer auf dem angekündigten Wege sei und die Zustimmung des Kaisers für sich habe. Für den Fürsten Bülow gestaltete sich die Lage geradezu gefährlich, wenn er auf halbem Wege stehen blieb. Denn die erbitterten Gegner hatten mit Scharfsicht die beiden schwachen Punkte erkannt, gegen die sie ihr Geschütz richten konnten. Der eine schwache Punkt war die Schwierigkeit, den bisherigen Kurs in der Sozialpolitik ohne das Zentrum beizubehalten, der andre lag in dem Verhältnis der Reichspolitik zur preußischen. Hier waren allerdings Schwierigkeiten zu überwinden, die aber keine unübersteiglichen Hindernisse waren, sobald nur der Reichskanzler einen entschiednen Beweis seiner vollen Entschlossenheit in dieser Richtung lieferte. Das Zentrum jedoch benutzte jedes kleine Symptom, um Zweifel an dieser Entschlossenheit zu erregen und zu befestigen.

Unter solchen Umständen geschah es, daß der Hauptträger der Sozialpolitik des Reichs, Graf Posadowsky, leider bei verschiedenen Gelegenheiten allzu deutlich merken ließ, daß er der neuen Parteikonstellation in kritischer Stimmung gegenüberstand, wie es denn bekannt genug war, daß er die Reichstagsauflösung nicht gebilligt und von den Neuwahlen nichts erwartet hatte. Nun hätte sich Graf Posadowsky, der über die Grundsätze seiner Sozialpolitik mit dem Reichskanzler nach wie vor einig war, gewiß trotz mancher Bedenken in die Lage gefunden, aber er wurde bei der Eigentümlichkeit der Umstände, ohne es zu wollen und zum Teil wohl auch ohne es zu wissen, das Werkzeug und die Hoffnung einer Fronte gegen die neue Blockpolitik. Sorgfältig wurden in den Zeitungen alle kleinen Abweichungen seiner Anschauungen registriert, um daraus zu beweisen, daß Fürst Bülow seine Politik gar nicht durchführen könne, weil sich Graf Posadowsky doch stets auf das Zentrum stützen müsse. Wie weit Gegner des Fürsten Bülow außerdem noch in der Stille und hinter den Kulissen geschäftig waren, den Gegensatz der beiden Staatsmänner größer erscheinen zu lassen, als er wirklich war, und politische Kreise glauben zu machen, Graf Posadowsky könne vielleicht den Fürsten Bülow ersetzen, entzieht sich der öffentlichen Beurteilung und Nachprüfung. Tatsache ist nur, daß sich dem Fürsten Bülow allmählich die Überzeugung aufdrängen mußte, daß der Rücktritt des Grafen Posadowsky eine der Voraussetzungen sei, wenn er der Welt beweisen wollte, daß er die Zügel wirklich in der Hand habe.

Dazu kam der Mißklang zwischen Reichspolitik und preußischer Politik, den die Liberalen mit wachsender Unruhe, die Merkmalen mit Spott und Hohn bemerkten. Hier lag die schwerste Gefahr für die Blockpolitik, und im preußischen Ministerium saß ein Mann, der für diese Gefahr völlig unempfindlich schien. Das Auftreten des Herrn von Studt im Abgeordnetenhaus wurde von den Liberalen, — wenn auch wohl nicht ganz mit Recht — dahin gedeutet, als wolle er sie in einem Sinne provozieren, der die Blockpolitik direkt durchkreuzen, ihre Festigkeit mindestens stark in Frage stellen mußte. So galt der Minister als Träger einer Politik, die mit der im Reich eingeschlagenen Richtung schlechterdings unvereinbar war. Es war überdies allgemein bekannt, daß sich gerade Herr von Studt der besondern persönlichen Wertschätzung des Monarchen erfreute.

Hiernach waren für den Fürsten Bülow die Erfordernisse der Lage gegeben. Nur die Entlassung der beiden Minister konnte eine Klärung bringen, wie er sie brauchte. Nur ein Ministerwechsel, der die persönliche Entscheidung des Königs enthielt, konnte zugleich den unumstößlichen Beweis liefern, daß die Politik des Kanzlers

zugleich die des Monarchen war. Der Reichskanzler hat diesen Steg über seine Gegner erfochten. Graf Posadowsky und Herr von Studt sind gegangen, und dem Nachfolger des Staatssekretärs, dem bisherigen Minister des Innern, Herrn von Bethmann-Hollweg, ist das Vizepräsidium des preußischen Staatsministeriums übertragen worden. Deutlicher konnte die Absicht dieser Entscheidungen nicht gezeigt werden. Fürst Bülow steht jetzt an der Spitze eines preußischen Staatsministeriums, das durchaus homogen seine Politik zu unterstützen geneigt ist, und der Vizepräsident dieses Ministeriums, in Preußen ohne Portefeuille, ist zugleich der Leiter des wichtigsten Reichsamts, mit dessen Staatssekretariat die allgemeine Stellvertretung des Reichskanzlers verbunden ist. Damit ist die Grundlage hergestellt, die Fürst Bülow brauchte, und die er erstrebt hat.

Die Parteien urteilen natürlich von ihrem Standpunkt aus anders. Sie fragen, was sie von den neuen Männern im Sinne ihrer besondern Bestrebungen zu erwarten haben. Die Konservativen können der ganzen Sachlage nach keine besondere Unzufriedenheit zeigen; sie müssen sich an die Tatsache halten, daß die neuen Minister, die alle keine ausgesprochenen Parteimänner sind, im allgemeinen von einer konservativen Anschauungsweise ausgehn. Freilich trauern sie Herrn von Studt aufrichtig nach, aber sie müssen abwarten, wie sich sein Nachfolger, Minister Holle, mit den besondern Fragen, die ihnen am Herzen liegen, abfinden wird. Auch das Zentrum kann gegen die neuen Männer nichts Wesentliches vorbringen, es kann nur den Weggang ihrer Vorgänger möglichst für sich ausnützen, und so sieht es denn gegenwärtig nach der klerikalen Presse beinahe so aus, als sei Graf Posadowsky ein echter und rechter Zentrumsmann gewesen, eine Auffassung, die nicht nur für den ausgeschiednen Minister selbst, sondern auch für die ganze politische Welt, soweit sie sich noch nicht das Denken abgewöhnt hat, höchlich überraschend sein muß.

Bleibt noch die Stellung der Liberalen. Man sollte meinen, der Liberalismus müßte erkennen, daß der Ministerwechsel ihm einen Weg bahnt, seine Lebensfähigkeit und Überzeugungskraft aufs neue zu zeigen. Dazu gehört freilich, daß man aus einem großen Zusammenhange heraus die Richtung einer Entwicklung zu erkennen vermag. Und tatsächlich sehen wir, daß die Liberalen, die diese Fähigkeit haben, zufrieden sind und sich bereit zeigen, in Zukunft ihre Kräfte nach Möglichkeit einzusetzen, um ein liberales Regiment vorzubereiten. Daneben stehn freilich noch die Schattierungen des Liberalismus, die nur zu vergleichen vermögen, ob die Ansichten der neuen Männer mit dem Parteikatechismus übereinstimmen, und danach ihr Urteil sprechen. Für sie steht es natürlich fest, daß der Rücktritt des Grafen Posadowsky die Abkehr von einer freiheitlichen Sozialpolitik bedeutet, und daß im übrigen alles beim alten bleibt, weil die neuen Mitglieder des Ministeriums „konservativ“ seien. Solchen Meinungen gegenüber bemerkte ein freisinniges, gut nationales Blatt mit Recht, daß es lieber eine liberale Politik durch konservative Minister gemacht sähe, als eine konservative Politik, zu der sich liberale Minister gezwungen sähen. Ein teilweise liberales Ministerium würde jetzt nur Verwirrung schaffen und die Voraussetzungen der Blockpolitik zerstören. Nicht um eine liberale Schwankung, sondern um Festhalten der Blockpolitik handelt es sich. Diese aber ist nur möglich, wenn zwar die konservative Grundrichtung beibehalten wird, aber die starre Einseitigkeit einer verbitternden, rückständigen, von Mißtrauen auf die sich regenden neuen Kräfte erfüllten Regierungsweise vermieden wird, bestimmte, wohl erfüllbare Forderungen der Liberalen Berücksichtigung finden. Dieses Zurückdrängen der Strömungen, die im Volke mit einem viel gemißbrauchten Schlagwort als „Reaktion“ empfunden werden — ein Zurückdrängen, das durchaus noch im Rahmen eines vernünftigen Konservatismus liegt — ist allerdings die Bedingung für das Zusammenwirken der Liberalen mit den Konservativen in allen den Fragen,

die die Ausschaltung der antinationalen Elemente wünschenswert machen. Darum kann die Blockpolitik ohne praktische Zugeständnisse an den Liberalismus keinen Bestand haben. Darin liegt eine starke Garantie für die Liberalen, die sich zur ehrlichen Mitarbeit an dieser Politik entschließen. Sie ist zugleich eine gute Schule für die Partei, die nur auf diesem Wege dazu kommen kann, ohne Preisgabe ihrer Überzeugungen sich von ihrer Neigung zum Doktrinarismus zu kurieren und den Weg aus der alten Scheuklappen- und Phylisterpolitik früherer Tage zu einem kräftigen, vorurteilslosen, mit Freiheitsbedürfnis und Individualismus wohl vereinbaren Staats- und Nationalgefühl zu finden. Hier eröffnet sich gerade dem Liberalismus die Aussicht auf eine große Zukunft und auf Wiedergeburt und Erstarfung.

Esperantisten und Indogermanisten. Ein starker Vorstoß ist neuerdings gegen die so wagemutig organisierende und agitierende Idee der künstlichen Hilfssprache des Esperanto gemacht worden, und zwar von einer Seite, die man als die Antipodin jener Idee bezeichnen kann, von zwei Hauptvertretern der indogermanischen Sprachforschung (K. Brugmann und A. Leskien, Zur Kritik der künstlichen Weltssprachen. Straßburg, Trübner, 1907. 38 S. 80 Pf.). Antipoden muß man sie nennen, insofern sie rückwärts gewandt an der Erschließung älterer gemeinsamer Sprachformen und Sprachstufen theoretisch arbeiten, während die Esperantisten vorwärts gewandt an der Herbeiführung einer jüngern gemeinsamen Sprachform praktisch arbeiten. Vergangenheit und Zukunft, Theorie und Praxis stehen sich also hier schroff gegenüber. Kein Wunder daher, daß der historische Sprachforscher den unhistorischen Sprachmacher und seine Bestrebungen rundweg ablehnt, was Brugmann für die Idee der Weltssprachen im allgemeinen (S. 5—29), Leskien für das Esperanto im besondern (S. 30—38) tut. Es kann auch nicht anders sein: der streng historische Sprachforscher hat es nur mit der Vergangenheit zu tun, selbst die Gegenwart ist ihm nur Mittel zum Zweck der Kontrolle der historischen Entwicklung, die Zukunft der Sprache aber läßt ihn vollends kalt. Für ihn genügt es, daß das Esperanto etwas Unorganisches ist, um es als etwas Unmögliches zu bezeichnen: es gibt nur gewordene, keine gemachten Sprachen.

Es gibt also zwischen beiden Anschauungen keine Versöhnung, und doch scheint manchen eine solche denkbar zu sein: die Esperantisten tun im Grunde dasselbe nach der einen Richtung, was die Indogermanisten — wenigstens früher — nach der andern taten: wie diese aus den ältesten Formen der indogermanischen Sprachen eine gemeinsame indogermanische Grundsprache konstruierten, so konstruieren die Esperantisten aus den jüngsten Formen derselben Sprachen eine gemeinsame internationale Kompromißsprache, und wenn dies den verschiedenen Vertretern der Weltssprachidee bisher nicht gelungen ist, so mögen sie sich damit trösten, daß ihren Antipoden die Erfüllung ihres Ideals auch nicht beschieden war: es gibt so viel indogermanische „Grundsprachen“, wie es Forscher gab, die sich mit ihrer Auffindung beschäftigten. Hier können die Esperantisten von den Fehlern der Indogermanisten lernen.

Eine weitere Verständigung wäre möglich, wenn sich die Sprachforscher entschließen würden, die Ergebnisse aus den Sprachzuständen der Vergangenheit auf die der Zukunft anzuwenden. Hier hätte für den Indogermanisten, der das ausdrücklich ablehnt, der allgemeine Sprachpsychologe einzutreten, dessen Aufgabe es ist, die großen psychischen Grundgesetze zu finden, die für die Sprachentwicklung maßgebend sind, und diese für die Schaffung einer allgemeinen Zukunftssprache fruchtbar zu machen. Besonders scheinen mir diejenigen Sprachpsychologen für die Entscheidung

der Frage, ob eine allgemeine Zukunftsmischsprache möglich sei, geeignet zu sein, die sich mit den sogenannten Kreolensprachen beschäftigen, d. h. solchen, die nicht durch organische, sondern durch unorganische Vorgänge entstanden sind. Darum scheint es mir auch kein Zufall zu sein, daß sich unter den zukünftigen Sprachforschern, die für eine Weltsprache eintraten, gerade ein solcher befand, der besonders die Kreolensprachen studiert hat, nämlich H. Schuchardt. Warum studieren also die Esperantisten nicht die Kreolensprachen, ehe sie ins Blaue hinein ihren neuen babylonischen Turm bauen?

Nach einer dritten Richtung hin wäre ein Verständnis möglich, wenn die Indogermanisten sowohl wie die maßvollen unter den Esperantisten bedächten, daß es sich nicht um eine wirkliche organische Sprache handelt, sondern um ein Hilfsmittel zur praktischen Verständigung. Brugmann betrachtet, wie aus einem Sage Seite 27 oben hervorgeht, das Esperanto so, als wolle es eine Sprache sein, die mit den bestehenden Sprachen konkurrieren wolle. An dieser Auffassung sind freilich die Esperantisten selbst schuld durch die Torheit, mit der sie Werke der dichterischen Phantasie auf „esperantisch“ wiedergeben zu können meinen. Wegen solche Verkennungen der innern Seite des Sprachlebens wendet sich Brugmann mit vollem Recht und läßt das Esperanto nur gelten für den schriftlichen Verkehr in gewissen engern Sphären, wie im Handel, also jedenfalls nur da, wo es sich um rein verstandesmäßige Mitteilungen handelt.

Das so in sein Recht eingesetzte, aber auch in seine Schranken verwiesene Esperanto nähme also zu den wirklichen Sprachen eine ähnliche Stellung ein wie die Stenographie zur historischen Schrift; es wird ein Notbehelf sein wie diese und ebenso der beständigen Verbesserung und Vereinfachung bedürftig wie diese. Ebenso wenig wie Stolze und Gabelsberger in ihren Systemen etwas unverbrüchlich Giltiges und Festbestehendes geschaffen haben, ebensowenig gilt dies auch für die Weltsprachsysteme der Herren Schleyer und Zamenhof. Es mag zugegeben werden, daß dieser sein System viel geschickter aufgebaut hat, entsprechend dem logischen Prinzip möglichst regelmäßigkeit und daher möglichst leichter Erlernbarkeit. Über diese ist nun freilich Leskien anderer Meinung (S. 37f.), und er hat durchaus Recht, wenn er verschiedene Bildungen als überflüssig und manche geradezu als verdreht bezeichnet, zum Beispiel *padrino* für Mutter. An diesem Beispiel kann man sich übrigens gut die Stärken und die Schwächen des Systems klar machen; Logik und Psychologie liegen hier miteinander im Konflikt: rein logisch ist *padrino* vortrefflich entsprechend dem Prinzip möglichst weniger Stammbildungen und möglichst vieler Suffigebildungen. Zamenhof schleißt offenbar so: im Latein haben wir *filius* — *filia*; im Griechischen *ἀδελφός* — *ἀδελφή*, also warum soll das Esperanto nicht bilden: *padro* — *padrino*? Der Fehler liegt aber hier im Psychologischen, wie Leskien mit Recht hervorhebt (S. 34); denn es gibt keine Sprache und kann keine geben, die die Mutter als eine Nuancierung des Vaters auffaßt. Hier liegen die — psychologischen und praktischen — Schwächen des Systems deutlich zutage; denn nur ein Mensch, der weder Sprachgefühl noch Sprachkenntnisse hat, kann mit dem Wort *padrino* den Begriff „Mutter“ verbinden, und nur der ganz mechanisch Lernende wäre dazu imstande. Wollen sich aber die Esperantisten auf diese stützen? — Sie wollen möglichst praktisch sein; das ist aber nur der, der sich nicht einer Doktrin zuliebe von dem Natürlichen entfernt. Die Sprachmittel kann man vereinfachen, aber nicht auf Kosten des Sprachgefühls. Manche Weltsprachler scheinen übrigens schon bescheidner zu werden. So ist es immerhin zu beachten, daß sich ein Philologe (E. Beermann) gegen das willkürliche Mischmasch des Esperanto gewandt hat, aber nicht nur theoretisch und negativ, sondern praktisch und positiv in seinem *Noviolatin* (Leipzig, 1907), worin er aus romantischen Mitteln eine allgemeine

Zukunftssprache konstruiert. Man wird sich aber nicht wundern dürfen, wenn diesem Versuch demnächst ein Novigerman entgegengestellt wird, und wenn dieses im wesentlichen einer schon existierenden Sprache gleicht, dem Englischen. K. D.

Warum nur heiratet unsre Tochter nicht? Eine Studie für Töchtermütter. Ein angehender Fünfziger, der nebenbei glücklicher Ehemann und Vater, aber nicht Tochtervater ist, bekommt obige Frage schon hier und da zu hören. Nicht von den schlimmsten, sondern oft von guten, treuen, um das Wohl einer oft wirklich lebenswerten Tochter besorgten Müttern, die darüber mit dem Verfasser einig sind, daß eine gute Ehe nicht das einzige, aber das höchste und reinste Glück für ein junges Mädchen ist. Nur von solchen Müttern und solchen Töchtern wollen wir sprechen. Die Töchter sollen ausscheiden, die durch arge Charakterfehler oder durch Mangel an Erziehung von vornherein jeden feiner Empfindenden abstoßen, und auch die Mütter sollen hier ausscheiden, die durch Schrofheit, Unliebenswürdigkeit, Geiz oder den Fluch der Lächerlichkeit den jungen Freier ihrer Tochter abschrecken. Der werdende Freier, der das Mädchen schon liebgewann (vielleicht, weil er es ohne die Mutter an fremdem Orte kennen lernte), läßt sich auch durch dergleichen Mängel von Rechts wegen nicht mehr abschrecken.

Bei solcher Begrenzung des Kreises der Mütter und der Töchter wird auf obige Frage meist die Antwort laut: „Einfach, weil sie kein Geld hat. Schlimm genug, aber es ist so.“

Gemach, gemacht! Verfasser kennt lebenswürdige, wohlgezogene, wohlhabende und kluge junge Damen, die auch in ihrem Aussehen keinen Wettbewerb zu scheuen brauchen, deren Familie, der ersten Gesellschaft angehörend, in keiner Hinsicht und in keinem Gliede zu bemängeln ist, aus deren Schwesternkreise gleichwohl nicht eine geheiratet hat. Und er kennt mehr als eine Familie, deren Töchter zwar die übrigen obengenannten Eigenschaften auch hatten, aber arm waren wie die Kirchenmäuse, so arm, daß sie zum Teil nicht einmal eine Aussteuer erhalten konnten, und die dessenungeachtet sämtlich, ohne Ausnahme, und zwar in frischster Jugendblüte, im Brautkranze prangten. Das Geld allein tut also wohl doch nicht. Wo blieben denn auch die — nach Behauptung erster Autoritäten nicht nur nicht ausgetorbten, sondern in Zunahme begriffnen — einzigen Söhne reicher Familien? Sie heiraten — Gott sei Dank! — doch nicht alle erst nach Empfang genügender Auskunft über den Vermögensstand des Schwiegervaters. Der unbegüterte junge Mann verfährt mit Recht nach dem Worte: „Nicht nach Geld, aber auch nicht ohne Geld“; bei dem reichen erweitert sich der Kreis der wählbaren jungen Damen in großem Maße, und der Kluge wird hierin einen weitern Vorteil seines Reichthums sehen.

Wo also liegt der Grund? Überwiegende Heiratsunlust der jüngern männlichen Generation? Verfasser hat den Eindruck, als ob, wie in manchen andern Dingen, so auch hierin seit einigen Jahren eine Wendung zum Bessern eingetreten wäre. Nicht mehr so häufig hört man am Dertisch, im Junggesellenkreise Äußerungen, die materiellen Sinn und Gang zum Wohlleben als Grund der Ehescheu erkennen lassen, und der Prozentsatz der verheirateten Männer scheint mir auch in den Kreisen der ersten Gesellschaft wieder zuzunehmen.

Nicht nur, ja nicht einmal hauptsächlich wegen der im Weibe vermuteten prophetischen Gabe wurde es von den wildesten Völkern des Alterthums verehrt; seine Herzensgüte, seine Liebenswürdigkeit schuf ihm bei den Starken Verehrung. Diese Eigenschaften bilden den Grundzug des weiblichen Seelenlebens; sie sind sozusagen die Scheidemünze, in der das junge Mädchen die Zinsen seines großen, noch unangebrochenen Kapitals an Liebe im Alltagsleben ausgibt, bis der große Tag kommt, an dem auch das Kapital selbst angegriffen und flüssig gemacht wird

und werden muß. Der Kundige aber weiß schon vorher nach den Zinsen das Kapital zu berechnen, und solche Berechnung ist erlaubt und wird häufig geübt.

Nach den eingangs erwähnten Qualitäten des Verfassers wird man ihm glauben, daß er diese Betrachtung ohne eignes Interesse, aber aus warm mitfühlendem Herzen anstellt. Wer gern Seelenregungen (und deren Erfolg: die Schicksale) seiner Mitmenschen beobachtet und prüfend wägt, dem liegt auch nahe, sich — und andern! — die oben gestellte Frage zu beantworten.

Welcher Zug war also den jungen Mädchen gemeinsam, die trotz Armut frühzeitig glückliche Ehefrauen wurden, was fehlte denen, die trotz Wohlhabenheit, ja Reichthums ehelos blieben? Ein gemeinsamer Zug war jenen eigen: sie wollten gern heiraten. Bitte, keine Empörung, aber auch nicht die Entgegnung: das wollten diese auch, das will im Grunde jedes junge Mädchen. Gewiß, aber nicht so ernstlich, nicht so gleichmäßig, nicht so, ich möchte sagen: unbewußt zielsicher. In diesem Punkte glaube ich den Lehren Ralph Waldo Trines und der andern Neudenker, daß stetig und still, aber ernstlich gehegter Wunsch den Erfolg verbürgt.

Nicht als ob die zuerst erwähnten jungen Mädchen etwa heiratswützig gewesen wären. Nichts weniger als das. Aber steter Wunsch und Gedanke prägt sich im Wesen und Sinn aus, und ihr ganzes Wesen in all seiner harmlosen, liebenswerten Natürlichkeit zeigte, daß sie es als das Gegebne ansahen, demaleinst zu heiraten. Nichts von der Affectation mancher jungen Damen, die da tun, als sei es unter ihrer Menschenwürde, zu erwarten, ob ein Mann sie zur Gattin begehren werde. Dabei eine verständige Begrenzung ihrer Wünsche. Sie sahen sich, wenn ich so sagen darf, nur in ihrem Kreise um, nicht über, nicht unter ihrem Stande, und warteten nicht auf einen Märchenprinzen. Aber die Liebe läßt sich doch nicht gebieten! In ihren ersten Anfängen doch. Principiis obsta. Wem aber solche Moral allzu hausbacken scheint, dem sage ich, daß ich die große und starke Liebe, die auf den ersten Blick kommt, und die über alle Standesunterschiede hinweghebt, keineswegs leugne. Aber sie kommt jäh und unvermuthet wie der einschlagende Blitz, und erwarten darf man sie nicht.

Und die jungen Damen der zweiten Kategorie? Auch sie hegten den bewußten Schicksalswunsch, aber Laune oder der Gedanke an einen andern, geringern, aber gegenwärtigen Wunsch hindert die Erfüllung des erstern. Ein hübsches, verwöhntes junges Mädchen hatte einen in jeder Hinsicht annehmbaren Freier, den sie vielleicht nicht gerade schwärmerisch liebte, aber achtete und im Verkehr offenkundig bevorzugte. Er engagierte sie, in der festen Absicht, sich zu erklären, zu einem Sitzanz. An seinem ganzen Wesen mußte sie merken, daß die Entscheidung bevorstand. Da, gerade als er sprechen will, kommt einer der besten Walzertänzer der Stadt und bittet sie um einen Tanz. Sie kann nicht widerstehen — und der Freier verzichtet. Wie konnte er noch glauben, daß ihr etwas an ihm gelegen sei? Das junge Mädchen der ersten Kategorie hätte das nicht getan. Sie hätte gewußt, den kleinen Wunsch dem größern zu opfern, und wäre eine glückliche Frau geworden.

Nicht selten geht es so, und der stille Beobachter könnte wohl mancher Mutter auf die den Titel bildende Frage ausreichende Antwort geben. Des Wunsches Stetigkeit hatte gefehlt, allzuviel Eventualwünsche waren vorhanden.

Doch genug! Die staote, die, wenn ich nicht irre, Walter von der Vogelweide den Deutschen nachrühmt, wünsche ich allen liebenswerten Mägdelein, auf daß sie, wenn die Zeit gekommen ist, ebenso liebenswerte und geliebte Frauen werden.

K. v. H.

Meyers *kleines Konversations-Lexikon*. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie etwa 100 Textbeilagen. Erster

Band A bis Cambries. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1906. Die sechste Auflage des kleinen Meyerschen Konversations-Lexikons bestand nur aus drei Bänden; daß es nicht möglich war, die reichen Schätze der Wissenschaft, der Technik, der Literatur und Kunst in diesem Umfange einigermaßen befriedigend darzustellen, ist klar. Das dreibändige Werk konnte nur ein unzulänglicher Notbehelf sein. Der Verlag hat sich deshalb veranlaßt gesehen, den Stoff ganz neu, in erweiterter Form zu bearbeiten und in sechs Bänden unterzubringen, sodaß hiermit ein vortrefflicher Ersatz für das große zwanzigbändige Werk geboten wird. Die Aufgabe, die Massen in dieser Form zu bewältigen, ohne in einen abgerissenen Telegrammstil zu geraten, ist vortrefflich gelöst worden. In den Artikeln sind oft größere Gebiete des Wissens anschaulich, erschöpfend und in populärer Darstellung behandelt worden; in den technologischen finden wir nicht nur die Maschinen und Apparate erklärt, sondern auch die Prozesse in fesselnder Darstellung geschildert. Von großem Werte sind die statistischen Übersichten über Handel, Verkehr, Heerwesen, Bevölkerung usw. Und jeder Zeitungsleser wird in den Artikeln über die Fragen und Probleme der modernen Kultur, der Politik und der wirtschaftlichen Kämpfe zuverlässige Führer und gediegne Berater finden. Die Ausstattung ist musterhaft, die Aufnahme von kunstvollen Reproduktionen ausgezeichneter Gemälde in Autotypien ist eine Bereicherung, die wesentlich dazu beitragen wird, dem Werke einen großen Abnehmerkreis zu sichern. Als Beispiel einer kurzen und doch faßbaren Erklärung diene folgendes: Autotypie (griech. Tonätzung), photographisches Reproduktionsverfahren für Halbtonoriginale, bei dem das Bild durch Vorschalten eines sogenannten Masters, d. h. eines auf Glas eingeritzten Netzes undurchsichtiger Linien, vor der photographischen Platte in einzelne Punkte zerlegt wird. Bei Kopieren des Masternegativs auf eine mit lichtempfindlicher Emaille überzogene Zink- oder Kupferplatte und folgendem Ätzen bleiben die Punkte stehen und bilden eine Hochdruckplatte (s. auch Hochätzung). Die ersten Versuche machte Talbot (1852). Zu hoher Leistungsfähigkeit wurde das Verfahren durch Meisenbach in München (1882), Angerer und Göschl in Wien und Dves in Nordamerika ausgebildet. Vgl. Cronenberg, Die Praxis der Autotypie (Düsseldorf, 1895); Albert, Verschiedene Reproduktionsverfahren (Halle, 1900).

